

Kinder denken

Parental Status als intersektionale Identitäts- und Analysekategorie

Birte Christ

Eltern zu werden bedeutet, eine weitere, affektiv-performative Identität anzunehmen. Etwas Grundlegendes im Leben verändert sich und tritt zur Erfahrung der eigenen Subjektivität hinzu – egal, ob in der Bejahung, dem Eltern-Werden, oder der Negation, dem Nicht-Eltern-Werden. Eltern zu werden bedeutet auch, eine weitere *soziale* Identität anzunehmen. Gesellschaftliche Strukturen werden, insbesondere im globalen Norden, zentral danach organisiert, ob jemand Kinder hat und *care*-Arbeit für sie aufbringt oder nicht. Ausschlüsse wie Privilegien in fast allen Bereichen des sozialen Lebens, vom Zugang zum Arbeitsmarkt über die steuerlichen Abgaben bis hin zu den Möglichkeiten kultureller und politischer Teilhabe – man denke an den abendlichen Kinobesuch oder Parteiarbeit am Wochenende – sind durch Kinder-Haben und Kinderlos-Sein bestimmt.

Tatsächlich macht zurzeit in Deutschland die Initiative #ProParents auf Ausschlüsse von Eltern insbesondere im Erwerbsleben aufmerksam, indem sie fordert, Elternschaft als ein Diskriminierungsmerkmal in das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG) aufzunehmen (Pro Parents 2021).¹ Gleichzeitig zeigt die Notwendigkeit dieser Forderung im Jahre 2021, wie wenig Eltern-Sein oder Elternschaft sowohl als Identität als auch als Kategorie von Ausschlüssen und Privilegien im Zentrum gesellschaftlicher Überlegungen stehen. Und dies ist im akademischen Feminismus nicht anders: Elternschaft – *parental status* – wird nicht als Identitätskategorie neben *gender*, *race*, *class*, *sexuality*, *nation*, *religion*, *ability*, *age* und anderen diskutiert.

Die folgenden Überlegungen sind ein Plädoyer für die Aufnahme der Kategorie *parental status* in die intersektionale Theoriebildung. In einem ersten Schritt reflektiere ich die Kategorie *parental status* als solche und wie sie die Koordinaten intersektionaler Analysen produktiv verschieben kann. Dann skizziere ich, dass die Frage von Mutterschaft

1 Das Quorum von 50.000 wurde im Juni 2021 erreicht, und die Initiatorinnen überreichten Bundesjustiz- und Familienministerin Christine Lambrecht symbolisch die Petition, bevor diese ihren Weg in den deutschen Bundestag antrat (Maroldt 2021).

im Mainstream des akademischen Feminismus seit den 1990ern weitgehend ausgespart blieb und gehe den Gründen dafür nach. Diese Leerstelle ist besonders signifikant, zumal in der gleichen Periode im anglo-amerikanischen und – mit etwas Verspätung – auch im deutschsprachigen Raum Mutterschaft in populären Diskussionen um Rolle und Status der Frau nahezu obsessiv verhandelt wurde. Die Marginalisierung von Mutterschaft im akademisch-feministischen Diskurs, so argumentiere ich, ist Grund dafür, dass *parental status* in der intersektional-feministischen Analyse keine Berücksichtigung findet. In einem dritten Schritt gehe ich auf aktuelle theoretische Diskussionen um die Zukunft intersektionaler Studien ein und diskutiere Chancen und Schwierigkeiten, die mit der Einführung der Kategorie *parental status* einhergehen, insbesondere in Bezug auf die Marginalisierung Schwarzer Frauen im institutionalisierten Intersektionalitätsdiskurs und die wahrgenommene Depolitisierung des Ansatzes. Ich schließe mit zwei Beobachtungen zum populären Diskurs über Frauen in der aktuellen Covid-Pandemie sowie zu Förderinstrumenten für Wissenschaftlerinnen im deutschen Hochschulsystem. Damit zeige ich in aller Kürze, was eine intersektionale Analyse, die *parental status* mit einbezieht, sichtbar machen kann, und inwiefern Diskurse wie Fördermaßnahmen, die *parental status* und *gender* nicht intersektional betrachten, Gefahr laufen, soziale Gruppen zu stark zu vereinheitlichen und die Wirkung bestimmter Maßnahmen falsch einzuschätzen.

Parental Status als intersektionale Kategorie

Zur Bezeichnung der Kategorie, die vorhandene oder nicht vorhandene Elternschaft fasst, wähle ich den englischen Begriff *parental status*. Dies tue ich nicht nur, weil die Intersektionalitätsforschung im deutschsprachigen Raum mit der Theoriebildung aus dem anglophonen Raum ohnehin englische Termini übernommen hat, sondern auch weil *parental status* im Vergleich mit dem deutschen »Elternschaft« geeigneter für die Beschreibung von Identitäten, Ausschlüssen und Privilegien rund um Kinder-Haben und Keine-Kinder-Haben ist. Ähnlich wie der deutsche Terminus »Personenstand«, der bezeichnet, ob jemand ledig, verheiratet oder geschieden ist, fragt *parental status* danach, ob jemand keine Kinder oder Kinder hat, ohne eine Bewertung oder Hierarchisierung vorzunehmen. Der Begriff »Elternschaft« hingegen impliziert einen Mangel, wo keine Elternschaft gegeben ist, und eignet sich somit weniger gut für eine intersektionale Analyse. Denn intersektionale Analysen interessieren sich a priori für das Verstehen einer nicht-hierarchischen Vielfalt von Lebenswirklichkeiten oder Identitäten, die aus dem Zusammen- und Gegenspiel – den Intersektionen – verschiedener Dimensionen entsteht. Die Intersektionalitätsforschung betrachtet auf dieser Grundlage mindestens drei Ebenen, auf denen diese Identitäten bedeutsam werden: die Ebene des Individuums, die Ebene der symbolischen Repräsentation und die Ebene von Machtstrukturen.² Die Kategorie *parental status*, so argumentiere ich, sollte wie andere

2 Über die verschiedenen analytischen Ebenen, auf denen Intersektionalität anzuordnen ist, gibt es eine breite Diskussion. In meiner Formulierung schließe ich mich der Konzeption der Ebenen von Gabriele Winker und Nina Degele (2011) an; siehe hierzu auch Jorba und Rodó-Zárate (2019: 188).

Kategorien in der intersektionalen Analyse immer mitgedacht und auf ihre Wirksamkeit im jeweiligen Untersuchungszusammenhang hin überprüft werden.

Intersektionale Analysen sind seit einem Vierteljahrhundert das zentrale Paradigma feministischer Theoriebildung und Praxis (siehe z.B. McCall 2005; Nash 2008; Cho et al. 2013; Mason/Watson 2017). Seit den 2010er Jahren ist insbesondere im anglo-amerikanischen Raum eine Tendenz zur kritischen Bestandsaufnahme und Neuausrichtung der Intersektionalitätsforschung auszumachen.³ Trotz einer Vielzahl von Ansätzen, die Kategorien aus Feldern wie den *queer*, den *dis/ability* oder den *age studies* in die Intersektionalitätsstudien erfolgreich hineingetragen haben und somit das Ziel verfolgen, diese Disziplinen zu einem neuen, komplexeren Forschungsfeld zu verbinden, wurde Elternschaft in der Intersektionalitätsforschung bislang keine Aufmerksamkeit geschenkt. Dies ist erstaunlich, wenn man bedenkt, wie sehr Kinder-Haben und Kinder-Nicht-Haben Identität und Teilhabe konfigurieren.

In Zusammenspiel mit anderen sozialen Kategorien wird dies besonders deutlich. Menschen mit Kindern sind Eltern, aber die Kopplung mit *gender* macht sofort augenfällig, dass Eltern zu sein oder nicht zu sein für Frauen, Männer, trans oder genderfluide Personen eine jeweils andere Entwicklung ihrer Identität darstellt und auch unterschiedlich zentral ist für ihre Subjektivität wie für soziale Rollen und ihre Implikationen. Beispielsweise stellt Elternschaft für Frauen im globalen Norden oft einen besonders starken biographischen Einschnitt dar, wie an dem von Kate Cronin-Furman und Mira Rapp-Hopper (2016) beschriebenen Phänomen des »late-breaking sexism« deutlich wird, welches mit einem »late-breaking feminism« einhergeht: Frauen unter dreißig sehen sich auf dem Arbeitsmarkt und in der Partnerschaft aufgrund ihres Geschlechtes kaum im Nachteil. Dies ändert sich im vierten Lebensjahrzehnt, in dem für viele Frauen die Frage der Familienplanung virulent wird oder in dem man ihnen von außen unterstellt, Mutter werden zu wollen: Erst in diesem Zusammenhang sehen sich viele Frauen von beruflichen Aufstiegsmöglichkeiten bewusst ausgeschlossen oder mit einer ungleichen Arbeitsverteilung in der Partnerschaft konfrontiert. Zu diesem »späten« Zeitpunkt im Leben erfahren Frauen also bewusst Diskriminierung als Frauen und eine Re-Traditionalisierung von Rollenzuschreibungen, weil sie zu tatsächlichen oder potentiellen Müttern werden; zu diesem »späten« Zeitpunkt wenden sie sich oft erst dem Feminismus zu, den sie in ihrem bisherigen Leben als überflüssig oder gestrig erachtet hatten.

Theoretisch-kategorial gesprochen: *gender* wird hier erst in der Intersektion mit *parental status* zu einer relevanten Kategorie von sozialer Identität und Ausschlüssen. Die individuelle wie die soziale Identität von Eltern konstituiert sich in einem Zusammen- und Gegenspiel von *gender* und sexueller Identität – wie im Zusammen- und Gegenspiel

3 Im Folgenden werden die Dynamiken feministischer intersektionaler Forschungspraxis und Theoriebildung im angloamerikanischen und deutschsprachigen Raum als überwiegend parallel dargestellt. Dies ist eine starke Vereinfachung, wenn es z.B. um die Auseinandersetzung mit der Kategorie *race* geht, die in Deutschland später und anders verläuft als in den USA oder Großbritannien (siehe dazu Lutz' Unterkapitel »Der deutsche Sonderweg« von 2001); im Hinblick auf die Frage der Berücksichtigung bzw. Nicht-Berücksichtigung der Kategorie *parental status* ist die Parallelität hingegen zutreffend.

von sozialer und ethnischer Herkunft und Status, von Alter und *ability*, von Religion, von Bildung, von nationalen und geographischen Kontexten und vielen Aspekten mehr. Dennoch wird *parental status* bisher nicht als zentrale Dimension intersektionaler Analysen sozialer Ungleichheiten herangezogen.

Akademischer Feminismus und Mutterschaft

Unfraglich ist die Leerstelle der Intersektionalitätsforschung im Hinblick auf *parental status* der Tatsache geschuldet, dass sich der westliche akademische Feminismus generell schwertut, Mutterschaft in seine Forderungen nach weiblicher Emanzipation zu integrieren und populäre Feminismen zu oft auf der Ebene des Individuums »Mutter« anstatt der sozialen Konstruktion von Mutterschaft angesiedelt sind.

Wie Marie Reusch für die Debatte im deutschsprachigen Raum gezeigt hat, war die »Auseinandersetzung mit Mutterschaft für die Theoriebildung« der Frauenbewegung seit den 1970er Jahren »hoch produktiv« (Reusch 2018: 12). Gleichzeitig aber »führte das Thema Mutterschaft zu heftigen inneren Kämpfen und Brüchen« (ebd.: 13); die Bruchlinien verlaufen insbesondere entlang der Opposition von Gleichheits- und Differenzfeminismen. Die Mütterbewegung als Teil der Frauenbewegung erlebte ab den späten 1980er Jahren einen Bedeutungsverlust: Eine Affirmation der Gleichheit der Geschlechter eignete sich deutlich besser, rechtliche und tatsächliche Chancengleichheit einzufordern, um die es in dieser Periode der Frauenbewegung ging, als eine Betonung der Differenz. Außerdem lief die Spielart des Mütterfeminismus der 1980er Jahre Gefahr, durch die Biologisierung und Essentialisierung von Mutterschaft »das emanzipatorische Anliegen in sein anti-emanzipatorisches Gegenteil [zu] verwandeln« (ebd.: 14). Die Frau explizit auch als Mutter zu sehen, wurde von Teilen der Frauenbewegung daher als potenziell reaktionär gesehen und bewusst ausgeklammert; Poststrukturalismus und Diskurstheorie taten ihr Übriges, um Mutterschaft zu marginalisieren. Seit den 1990er Jahren verliert das Thema Mutterschaft so im feministischen Diskurs wie in der Theoriebildung dramatisch an Bedeutung. Seit den 2010er Jahren jedoch ist die Problematisierung dieser Leerstelle⁴ ein Indikator dafür, dass Mutterschaft in den deutschsprachigen Sozialwissenschaften wieder zu einem feministischen Anliegen wird.

Ein Grund für das Wiedererwachen des akademischen Interesses am Thema ist mit Sicherheit auch die breite gesellschaftliche und populärkulturelle Diskussion um Mutter- und auch Vaterschaft, die bereits seit der Jahrtausendwende zu beobachten ist. »Motherhood«, so konstatiert Samira Kawash für den nordamerikanischen Kontext ab den 2000er Jahren, »was front and center in U.S. *popular culture*« (2011: 969; meine Hervorhebung). Kawash zeigt ein ganzes kulturelles Panorama rund um Mutterschaft auf: Schwangere Frauen und Mütter wurden zu Konsumentinnen auf sie zugeschnittener Produkte, so dass Mutterschaft zu einem *lifestyle* avancierte; Themen wie

4 Neben Reusch (2018) wären an weiteren Studien, die diese Leerstelle thematisieren, im deutschsprachigen Kontext zu nennen: Villa/Thiessen (2009), Tolasch/Seehaus (2017) und Krüger-Kirn/Tichy (2021).

»attachment parenting« oder die sogenannte »opt-out revolution« wurden breit diskutiert; »momoirs« und »mommy blogs« erfreuten sich hoher Popularität; Prominente zelebrierten und ästhetisierten Schwangerschaft, Geburt und Mutterschaft. Während große Teile des Mutterschaftsdiskurses persönlich und apolitisch blieben, gründeten sich gleichzeitig aktivistische Netzwerke wie beispielsweise *MomsRising* oder *Mothers Acting Up*. Das Erscheinen von Ann Crittenden's *The Price of Motherhood* im Jahre 2001 läutete gleichzeitig eine Ära ein, in der Presse und Sachbücher kontinuierlich aufzeigten, wie Mutterschaft und *care*-Arbeit Frauen ökonomisch marginalisieren und welchen psychologisch-emotionalen »Preis« Frauen zahlen, wenn sie Kinder bekommen.

Im Kontext einer globalisierten Populärkultur blieb die öffentliche Debatte im deutschsprachigen Raum von diesen Dynamiken nicht unberührt. Auf dem Sachbuchmarkt fanden sich Anfang des Jahrtausends zahlreiche Titel zum Thema.⁵ In der gleichen Periode, die bis heute andauert, florieren auch deutschsprachige Mütterblogs und mediale Verarbeitungen des Themas (siehe z.B. Dürrholz 2019, 2021 und Schröder 2018). Mit Orna Donaths *Wenn Mütter bereuen* (2016 [engl. 2015]) und Sheila Hetis *Mutterschaft* (2019 [engl. 2018]) erschienen Texte, die diesseits wie jenseits des Atlantiks in der populären Diskussion dazu beitrugen, unerwünschte Mutterschaft und die Frau ohne Kind zu thematisieren.⁶ Sie trugen dazu bei, erfüllte Frauenleben ohne Kinder denkbar zu machen, ohne das Thema Mutterschaft von vorneherein auszuklammern – ein Projekt, so Ann Snitow, an dem der Feminismus lange gescheitert sei (2007 [1992]: 291).

Mutterschaft sowie allgemeinere Überlegungen zum Thema Elternschaft sind in den letzten zwei Jahrzehnten tatsächlich »front and center« – also überall – zu finden, jedoch eben nicht im Mainstream des akademischen Feminismus oder in der Theoriebildung. Kawash hat für den angloamerikanischen Kontext dokumentiert, dass Mutterschaft als Thema aus den für die Geschlechterforschung zentralen Zeitschriften *Signs* und *Frontiers* zwischen der Jahrtausendwende und dem Jahr 2011 verschwand und dass auch der Index von *Women's Studies International* nur eine Handvoll Publikationen zum Thema in dieser Zeitspanne ausweist. Auch nach 2011, so zeigt eine systematische Durchsicht der beiden genannten Zeitschriften, bleiben Fragen von Mutter- und Elternschaft unterrepräsentiert. Von den wenigen einschlägigen Artikeln untersucht die überwältigende Mehrzahl Fragen von Reproduktionspolitik, Schwangerschaftsabbruchsrecht und reproduktiver Gerechtigkeit und nicht die Frage von gelebter Elternschaft im Sinne von Identität oder Sorgearbeit. Im deutschen Kontext wird Mutterschaft noch weniger in den Blick genommen: Die *Freiburger Zeitschrift für Geschlechter-Studien* (fzg) beispielsweise rezensiert zwar eine Anzahl deutschsprachiger Studien zum Thema Mutterschaft; in Beiträgen zur Zeitschrift kommen Mutter- oder Elternschaft im letzten Jahrzehnt jedoch nicht vor.

5 Dazu zählen Titel wie Susanne Gaschkes *Die Emanzipationsfalle* (2005); auch Texte aus den europäischen Nachbarländern wie Elisabeth Badinters *Der Konflikt. Die Frau und die Mutter* (2010 [frz. 2006]) wurden breit rezipiert.

6 Für den rein deutschsprachigen Kontext ist hier auch Sarah Diehls *Die Uhr, die nicht tickt* (2018) zentral.

Die Gründe hierfür liegen wohl nach wie vor in der Ablehnung von Mutterschaft als feministischem Forschungsanliegen. Mutterschaft wird zwar punktuell in sozialwissenschaftlich orientierter Forschung untersucht; diese findet jedoch fast ausschließlich außerhalb derjenigen Fachorgane statt, die als richtungsweisend für die *Women, Feminist, Gender, and Sexuality Studies* beziehungsweise für die Geschlechterstudien jenseits wie diesseits des Atlantiks gelten können. *Motherhood* oder *maternal studies* bewegen sich nach wie vor an der Peripherie des Feldes und haben keine Zentralität in Publikationen, Curricula oder als perspektivischer Ansatz von Qualifikationsarbeiten.⁷ Die Gründe für die Spaltung von *feminist* und *maternal studies* seit den späten 1990er Jahren sind manifold und wurden hier bereits angerissen. Eine Folge dieser Spaltung ist auch, dass die Kategorien Mutter- ebenso wie Elternschaft aus der intersektionalen Theoriebildung und Forschung, die spätestens seit der Jahrtausendwende das Feld der Geschlechterstudien bestimmt, ausgeklammert wurde. Zugleich affirmiert die Ausklammerung der Kategorie Elternschaft die Spaltung des Feldes in die vermeintlich zentralen Belange der feministischen Studien einerseits und die marginalen Belange der Studien rund um das Thema Mutter- und Elternschaft andererseits.

Umgekehrt, und das ist das Argument dieses Artikels, kann und muss eine Integration der Forschungen zu Mutter- und Elternschaft in den Mainstream der Geschlechterstudien über die Integration der Kategorie *parental status* in die Intersektionalitätsforschung erfolgen. Feministische Politik – wie jede andere Politik auch – bedarf einer theoretischen Grundlage, und wie Carisa Showden betont, hat »die Position, von der aus Theorie gedacht wird, dramatische Implikationen für die Frage, welche politischen Forderungen denkbar und als wertvolle Interventionen eingeschätzt werden« (Showden 2009: 190; meine Übersetzung). Die Ausrichtung des akademischen Feminismus auf intersektionale Analysen strukturierte den feministischen Aktivismus grundlegend, mache insbesondere »neue Möglichkeiten für politische Koalitionen sichtbar« und helfe die »Ziele und politischen Projekte des Feminismus neu zu orientieren«, so Showden weiter (ebd.). In diesem Sinne dient eine Integration der Kategorie *parental status* in die Intersektionalitätsforschung auch einer Neuausrichtung des Feminismus als *care-Feminismus*, indem neben die primäre Analysekategorie *gender* auch *parental status* tritt.

Aus meiner kurzen Darstellung des zunehmend gespaltenen Verhältnisses von Gender Studies und Forschung zum Thema Mutterschaft geht auch hervor, dass Elternschaft bisher kaum geschlechtsunabhängig diskutiert wird, sondern zumindest sprachlich beim gender-markierten Konzept der »Mutterschaft« verharret. Dieses Festhalten am Begriff *motherhood studies* oder *maternal studies* findet parallel zu den Argumenten für eine De-Essentialisierung von Mutterschaft statt. Wie Kawash betont, haben sich die gegenwärtigen Studien zur Mutterschaft »von der Falle essentialistischen Denkens und seiner Begrenzungen« weit entfernt (2011: 972; meine Übersetzung); eine solche De-Essentialisierung ist bereits in den großen Studien der 1980er Jahre zu finden, wie Sara Ruddicks *Maternal Thinking* zeigt, in der sie für ein Denken in Kategorien der Fürsorge als ein Instrument von Männern wie Frauen für eine gerechtere Welt plädiert

7 Der Begriff *motherhood studies* wird primär in sozialwissenschaftlich-empirischen Kontexten verwendet; geht es um theoretische Ansätze und kulturelle Rollen und Konstruktionen, ist die Rede meist von *maternal studies*.

(1995 [1989]). Der Grund für die sprachliche Beibehaltung von Mutterschaft statt Elternschaft sowie der thematische Fokus auf Identität und Erfahrungen von primär Frauen als denjenigen, die sich aktiv um Kinder kümmern, ist jedoch nicht als eine Art Essentialismus durch die Hintertür zu verstehen: Vielmehr geht es Theoretiker*innen seit Ruddick darum, die »historische und kulturelle Zuweisung von *care*-Arbeit an Frauen« und ihre kumulative historische Leistung sichtbar zu halten (Ruddick 1995: 123, meine Übersetzung; siehe hierzu auch Stephens 2012: 11).

Anders plädiere ich hier dafür, die Kategorie *parental status* (also Elternschaft statt Mutterschaft) in den Kanon der Intersektionalitätsforschung aufzunehmen. Dies ist freilich der internen Logik intersektionaler Kategorien geschuldet, die immer die Summe gesellschaftlich-kulturell markierter wie unmarkierter Positionen einschließen. Die Aufnahme von *parental status* als Kategorie bleibt jedoch nicht ohne politische-ideologische Implikationen, deren Ambivalenzen mitgedacht werden müssen: Aus feministischer Perspektive können »geschlechterblinde« politische Maßnahmen, die die Vereinbarkeit von Familie und Beruf – also Elternschaft sowohl von Frauen als auch Männern – fördern sollen, durchaus kritisch gesehen werden. Jedoch wird in der *konsequenten* intersektionalen Analyse – die »geschlechterblinden« politischen Maßnahmen eben nicht (oder bewusst nicht) vorangeht – *parental status* immer im Zusammenspiel mit *gender* und anderen Kategorien gesehen und bleibt somit nicht »geschlechterblind«. Darüber hinaus wird durch die Kategorie der Elternschaft statt Mutterschaft utopisch-aktivistisches Potenzial sichtbar: Werden männliche Eltern in den Begrifflichkeiten wie bisher rigoros ausgegrenzt, so gibt es auch wenig Möglichkeiten, väterliche *care*-Arbeit zu affirmieren und positiv zu besetzen. Ebenso werden, im Sinne Showdens, hier Koalitionen von Müttern und Vätern, von Frauen, Männern und queeren Personen, die Kinder haben, denkbar.

Intersektionalitätsforschung und *Parental Status*

Die Geschichte und Praxis der Intersektionalitätsforschung ist ein breit diskutiertes und umstrittenes Feld. Ich skizziere hier stark verkürzt einige Diskussionsfelder, in denen die Kategorie *parental status* positioniert werden kann. Die Idee der Intersektionalität von Identitäten und Strukturen der Unterdrückung ist ein Konzept, das von Schwarzen US-amerikanischen Feministinnen in den 1980er Jahren genutzt wurde, um die komplexe Ausgrenzung Schwarzer Frauen aus der amerikanischen Gesellschaft in den Blick nehmen sowie um aktivistisch gegen die Benachteiligungen genau dieser Gruppe vorgehen zu können. Als Ur-Text der Intersektionalitätsforschung wird oft Kimberlé Crenshaws Aufsatz »Demarginalizing the Intersection of Race and Sex« (1989) genannt, der erstmals die Verkehrs-Metapher der »intersection« – der Straßenkreuzung – verwendet; ebenso wichtig sind aber auch Patricia Hill Collins' Monografie *Black Feminist Thought* (1990) und frühe aktivistische Texte, die *avant la lettre* intersektional argumentieren, wie beispielsweise das Manifest des *Combahee River Collective* von 1977.

In den 1990er und 2000er Jahren hielten intersektionale Analysen ihren Einzug nicht nur in das Zentrum von Forschungen, die unter dem spezifischen Label der Geschlechterforschung durchgeführt wurden, sondern in nahezu alle Felder der Sozial-

und Geisteswissenschaften. Seit den 2000er Jahren erschienen vermehrt meta-disziplinäre Auseinandersetzungen mit dem Ansatz; in den späten 2000er und frühen 2010er Jahren zeugen monografische Publikationen – wie beispielsweise Michele Bergers und Kathleen Guidroz' *The Intersectional Approach* (2009) oder auch Nina Lykkes *Feminist Studies: A Guide to Intersectionality Theory, Methodology and Writing* (2011) – von der Zentralität intersektionaler Zugänge für eine Vielfalt von Forschungszusammenhängen.⁸ 2013 widmete die Zeitschrift *Signs* dem Thema *Intersectionality* ein Sonderheft unter der Herausgeberschaft von Sumi Cho, Kimberlé Crenshaw und Leslie McCall, das eine umfassende Bestandsaufnahme des Feldes vorlegte. 2016 folgte Ange-Marie Hancock mit der Studie *Intersectionality: An Intellectual History*.

Die Diskussionen um den normativ-politischen Charakter des Konzepts der Intersektionalität sind eng mit der oben skizzierten Integration intersektionaler Ansätze in den Mainstream der Geschlechterstudien und der Sozialwissenschaften verbunden – mit seiner »Institutionalisierung« (Hancock 2016: 3) durch in der Mehrzahl weiße Feministinnen. Vor allem Schwarze Feministinnen haben die Verdrängung der Schwarzen Frau als zentrales Subjekt der Intersektionalitätsforschung sowie ein »whitening« der Forschung beklagt, die Schwarze Frauen – im eklatanten Gegensatz zum ursprünglichen Projekt der Sichtbarmachung marginalisierter Identitäten – aus dem Diskurs herauslöscht und somit auch seine politisch-aktivistische Kraft anheimgibt (Bilge 2013; Jordan-Zachary 2013; Tomlinson 2017; siehe ähnlich King 2015: 133–34; o.a. Alexander-Floyd 2012; Hancock 2016: 1–3).

Zur Dezentralisierung der Schwarzen Frau in der Intersektionalitätsforschung trägt neben der akademischen Institutionalisierung und der vermehrt deskriptiv-positivistischen wahrgenommenen Ausrichtung des Feldes auch die Erweiterung von *gender*, *race* und *class* um weitere Kategorien von Identität und Ausschluss bei, die oft die Bedeutung von *race* zurückdrängen. Cho, Crenshaw und McCall sprechen in diesem Zusammenhang von »the eponymous »etcetera« problem« (2013: 787), also der Frage, welche Kategorien über *gender*, *race* und *class* hinaus noch berücksichtigt werden (sollen), als einer, die in der Meta-Debatte immer wieder berührt werde. Allerdings scheinen sich weitere Kategorien weniger über explizite theoretische Interventionen als vielmehr implizit über die Forschungspraxis zu etablieren. Bereits in den 1990ern, so ist zu beobachten, ist *sexuality* zentral in intersektionalen Analysen; in eher sozialwissenschaftlichen Studien treten oft auch *national origin* oder *religious affiliation* hinzu. Im Zuge der Etablierung der *disability studies* in den frühen 2000ern und etwas später der *age studies* sind auch diese Kategorien immer öfter in intersektionalen Analysen zu finden. Die eigentliche Diskussion, die um die Kategorien geführt wird, gilt ihrer Gewichtung oder ihrem Verhältnis untereinander, also letztlich der Frage, wie die Metapher der »Intersektion« zu verstehen ist. Intersektionales Denken – das ist der Konsens – verändert deshalb die Sichtweise auf Identitäten und Machtstrukturen so radikal, weil es unterschiedliche Identitäten nicht als additiv begreift, sondern als gegenseitig konstitutiv. Dazu, wie multiple Identitäten in einem Zusammenspiel der einzelnen Kategorien zu konzeptionalisieren wären, wurde eine Vielzahl von Modellen vorgeschlagen, die zuletzt

8 Für den deutschsprachigen Kontext wären hier zu nennen Winker/Degele (2009), Knüttel/Seeliger (2011), Lutz et al. (2012), Walgenbach (2012), Bereswill et al. (2015) und Meyer (2017).

von Marta Jorba und Maria Rodó-Zárate (2019) systematisch vorgestellt und kritisiert wurden.

Für den produktivsten Ansatz halte ich den leider wenig beachteten, von Ann Garry (2011) vorgeschlagenen Ansatz der *family resemblance intersectionality*, der mit dem Wittgensteinschen Konzept der *Familienähnlichkeit* arbeitet.⁹ Garry beschreibt die Art und Weise, wie Familienähnlichkeit die gegenseitige Konstitution von Identitätskategorien und ihre jeweilige Gewichtung fassen kann, ohne die Kategorien und damit Chancen für die politische Koalitionenbildung aufzugeben oder Eigenschaften zu essentialisieren:

»Nehmen wir Frauen als ein Beispiel. Ein Familienähnlichkeits-Ansatz erlaubt es uns zu verstehen, dass es nichts gibt, das alle Frauen teilen, aber dass wir dennoch wissen, wer eine Frau ist und wer Frauen sind, weil sich kreuzende und überlappende Eigenschaften dies in sozialen Kontexten klar anzeigen. Auf diese Weise können wir davon sprechen, dass Frauen ein *gender* teilen.« (2011: 838-839; meine Übersetzung)

Das Modell ist ebenso bei Berücksichtigung der Kategorie *parental status* in einem System sich gegenseitig konstituierender Identitäten produktiv: *parents* (wie *non-parents*) müssen keine diskrete Eigenschaft miteinander teilen, sind aber durch ihr wie auch immer geartetes Verhältnis zu Kindern sozial als *Eltern* zu erkennen. Ein *parent* kann, muss aber nicht, ein Kind gezeugt oder ausgetragen haben; kann, muss aber nicht, Fürsorge in vielen verschiedenen Formen für es leisten; kann sich als *parent* im Singular sehen und agieren, im Paar oder im Kollektiv; kann jegliche andere Identitäten mit Formen von *parenthood* und nicht-*parenthood* verbinden; kann sich selbst vollständig, teilweise oder eben nur peripher über die Kategorie *parental status* definieren – das heißt, Kinder zu haben oder nicht zu haben mag für das Leben des Individuums zentral sein oder eben auch nicht.

Das Problem des Ausschlusses insbesondere Schwarzer Frauen aus der Intersektionalitätsforschung im Zuge eines Mainstreamings, einer positivistischen Ausrichtung des Feldes und einer Verwässerung der politischen Stoßrichtung durch die Hinzufügung immer neuer Kategorien habe ich oben nicht ohne Grund angerissen: Mein Plädoyer für die Berücksichtigung von *parental status*, noch dazu im äußerst inklusiv-deskriptiven Rahmen der *family resemblance intersectionality*, vorgebracht von einer deutschen, weißen, in jeder Hinsicht privilegierten Akademikerin, läuft Gefahr, genau diese Trends zu verstärken und zu einer weiteren Marginalisierung Schwarzer Frauen und anderer weniger privilegierter Gruppen in Theorie wie politischer Zielsetzung beizutragen. Meine eigene Positionierung ist genau diejenige der Kollegin, die Ange-Marie Hancock in der Einleitung zu ihrer Geschichte der Intersektionalität problematisiert: die der »white German female Feminist theorist« (2016: 3).

9 *Familienähnlichkeit* ist ein linguistisch-semantisches Konzept und hat zunächst nichts mit der Familie im biologisch-sozialen Sinne zu tun: Familienähnlichkeit beschreibt, wie sich Begriffe zu anderen in Ähnlichkeitsrelationen verhalten und semantische Felder bilden, die sich wiederum über Oberbegriffe fassen lassen: Obwohl beispielsweise Amsel, Kiwi und Pinguin wenig gemein haben, haben sie genug überlappende Eigenschaften, um als Mitglieder des Feldes »Vogel« erkannt zu werden.

Während sich diese Positionierung nicht hintergehen lässt und intersektionale Ansätze, die positivistisch-technizistischen Tendenzen Vorschub leisten könnten, immer kritisch zu hinterfragen sind, sehe ich dennoch in der Kategorie *parental status* ein Potenzial zur Koalitionsbildung zwischen Frauen verschiedener *races* – sowie auch zwischen Eltern verschiedener *genders*. Patricia Hill Collins, die 1990 *Black Feminist Thought* vorgelegt hat, schreibt 1994 über feministische Theoriebildung rund um das Thema Mutterschaft, dass *race* und *class* endlich Einzug in diese Analysen halten müssten. Collins schreibt 1994 zu einem Zeitpunkt, zu dem Mutterschaft noch ein zentrales Thema des Feminismus ist, Überlegungen zu *race* und intersektionale Analysen aber erst langsam Eingang in das Feld finden. Die fachliche Perspektive heute ist nahezu invers: Während 2021 *race* und Schwarze Frauen – ungeachtet des geschilderten prekären Status in der nach wie vor von Weißen dominierten universitären Forschung – einen Platz in den Geschlechterstudien haben, ist Mutterschaft aus dem Feld des akademischen Feminismus verdrängt. Über *parental status*, so meine Überzeugung, können Frauen aller *racial identities* (auch jenseits des US-amerikanischen Binarismus von Schwarz und weiß), für die *parental status* eine zentrale Rolle in ihrer Identität spielt, in den Blick der Forschung und der politischen Zielsetzung genommen werden. Mit anderen Worten: Ein neuer, intersektionaler *care*-Feminismus erlaubt – aufgrund der Tatsache, dass die Mehrzahl von Menschen nach wie vor Eltern werden – neue Koalitionen, ohne die Unterschiede, die sich zum Beispiel über *race* und *class* konstituieren, aus dem Blick zu verlieren.

An der Intersektion von *gender* und *parental status*: Zwei Beobachtungen zu Un/Sichtbarkeiten

Zwei abschließende Beobachtungen aus dem Bereich Frauenförderung beziehungsweise Förderung der Vereinbarkeit von akademischer Laufbahn und Familie sollen abschließend zeigen, was durch die Kategorie *parental status* sichtbar wird und was ohne sie unsichtbar bleibt. Beide Beispiele sind meiner eigenen Positionierung in der Hochschule geschuldet.

Im Oktober 2020 erschien in der *New York Times* im Nachgang zu verschiedenen Veröffentlichungen, die die abnehmende Publikationsleistung von Forscherinnen im Zuge der Corona-Pandemie dokumentiert hatten, ein Artikel mit der Überschrift: »The Virus Moved Female Faculty to the Brink. Will Universities Help?« (»Das Virus hat Forscherinnen an den Abgrund getrieben. Werden die Universitäten helfen?«; 06.10.2020). Abgesehen davon, dass sich die Überschrift der misogynen Figur der immer am Rande des Wahnsinns stehenden Frau bedient, geschieht hier zunächst Folgendes: Während es in dem Artikel um Frauen mit Kindern geht, die aufgrund der zwischen Männern und Frauen nach wie vor ungleich verteilten *care*-Arbeit für Kinder weitaus weniger publizieren als vor der Pandemie, suggeriert die Überschrift zunächst, dass alle Frauen in der Forschung betroffen sind. Dies wird noch durch die Unter-Überschrift verstärkt, in der von »women in academia« die Rede ist. Der folgende Artikel stellt dann durchaus differenziert dar, dass die Frauen, die zur reduzierten statistischen Publikationsleistung in der Kategorie »Frauen« beitragen, diejenigen sind, die primäre Fürsorge für Kinder leisten. Ebenso wird im Artikel auf Ungleichheiten in Bezug auf »caregivers and

faculty of color« und somit auf intersektional zu verstehende Ungleichheiten in Bezug auf *race* eingegangen. Die Überschrift und die durchgehende Bezeichnung der betroffenen Gruppe als »women« und »female faculty« führt aber – insbesondere bei schnellem Überfliegen des Artikels – dazu, dass alle Frauen in der Forschung als besondere Opfer der Pandemie und als förderungsbedürftig erscheinen.

Dies hat zwei Folgen: einerseits die Viktimisierung von Forscherinnen, die kein Mehr an *care*-Arbeit und keine Einbußen an Forschungszeit zu verzeichnen hatten; andererseits kann diese universalisierende Sicht zu Maßnahmen führen, die alle Frauen fördern und eben nicht diejenigen, die besondere *care*-Arbeit geleistet haben. Frauen, die keine *care*-Arbeit geleistet haben, wären durch an das Geschlecht »Frau« gebundene Maßnahmen im Vorteil; Männer – auch wenn es statistisch weniger sind als Frauen –, die in der Pandemie durch *care*-Arbeit belastet waren, würden hingegen durch das Raster fallen. Auf der Grundlage von Artikeln in der *New York Times* werden zugegebenermaßen keine direkten Fördermaßnahmen umgesetzt. Dennoch zeigt der Artikel, wie ein durchaus intersektionaler Diskurs, der aber die Kategorie *parental status* nicht konsequent mitdenkt, in seiner Beschreibung der Betroffenen, der Kontexte und der Benachteiligungen unscharf bleibt, wenn nicht gar verzerrt wird – mit möglichen Auswirkungen auf die politische Praxis.

An meiner eigenen Hochschule hatte ich 2018 Gelder für die Förderung von Nachwuchswissenschaftlerinnen eingeworben und ein Projekt aufgelegt, das Frauen mit Kindern – deren Forschungszeit durch *care*-Arbeit begrenzt ist – eine Hilfskraft zur Seite stellte. Das Ziel des Projektes war dezidiert, auf lange Sicht den Professorinnenanteil an deutschen Hochschulen zu erhöhen. Bei Start des Projektes wurde von verschiedenen Seiten kritisiert, dass sich Männer mit Kindern nicht auf die Maßnahme bewerben konnten. Ich erklärte wiederholt, dass statistisch gesehen genug Männer an deutsche Hochschulen berufen werden und dass ihr *parental status* nachweislich in keinem Zusammenhang mit ihrer Berufbarkeit steht. Tatsächlich verhält sich der Mangel an analytischer Differenzierung, der hier zu beobachten war, invers zu dem im Artikel der *New York Times*: Es wurde angenommen, dass *parents* beider Geschlechter gefördert werden sollten, dabei ging es dem Projekt eben genau um die Intersektion *woman* und *parent* – auch in der (vielleicht zu optimistischen) Annahme, dass Frauen ohne Kinder allein aufgrund ihres Geschlechtes in der Forschung weniger benachteiligt sind.

Wäre das Programm für sowohl Mütter wie Väter aufgelegt worden, so hätte es vielleicht tatsächlich Eltern gegenüber Nicht-Eltern in der Universität gestärkt, hätte aber bei einer rund um die Erziehungsarbeit nach wie vor überwiegend traditionellen Arbeitsteilung letztlich Vätern gegenüber Müttern weitere Wettbewerbsvorteile auf dem akademischen Markt verschafft. In diesem Sinne hätte der Fokus auf *parents* und die Nicht-Berücksichtigung von *gender* paradoxerweise der Gleichberechtigung von Frauen in der Forschung entgegengewirkt; dies bleibt aber aufgrund der Ausklammerung der Kategorie Geschlecht beziehungsweise der scheinbaren »Neutralität« von Elternschaft zunächst unsichtbar. Aus meiner Sicht gewinnen Vereinbarkeitsmaßnahmen, die Eltern im Berufsleben stärken sollen, gegenüber Frauenfördermaßnahmen auch deshalb zunehmend an Popularität, weil die Ausblendung der Kategorie Geschlecht und der mit ihr einhergehenden Ungleichheiten es Männern erlaubt, überproportional von ihnen zu profitieren. Eine kategorial ausdifferenzierte Analyse von Ungleichheiten, die

immer *parental status* und *gender* mitbedenkt, erlaubt treffendere Beschreibungen von Lebenswirklichkeiten und das Entwickeln politischer Maßnahmen, die Geschlechtergerechtigkeit als feministisches Ziel klar im Blick behalten.

Literatur

- Alexander-Floyd, Nikol (2012): »Disappearing Acts: Reclaiming Intersectionality in the Social Sciences in a Post-Black Feminist Era«, in: *Feminist Formations* 24 (1), S. 1-25.
- Bereswill, Mechthild/Degenring, Folkert/Stange, Sabine (Hg.) (2015): *Intersektionalität und Forschungspraxis – Wechselseitigkeit und Herausforderungen*, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Berger, Michele/Guidroz, Kathleen (Hg.) (2009): *The Intersectional Approach: Transforming the Academy through Race, Class, and Gender*, Chapel Hill: University of North Carolina Press.
- Bilge, Sirma (2013): »Intersectionality Undone: Saving Intersectionality from Feminist Intersectionality Studies«, Paper presented at the International Colloquium on the Intersecting Situations of Domination, from a Transnational and Transdisciplinary Perspective. Université de Paris 8, Paris, June.
- Cho, Sumi K./Crenshaw, Kimberlé Williams/McCall, Leslie (2013): »Toward a Field of Intersectionality Studies: Theory, Applications, and Praxis«, in: *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 38 (4), S. 758-803.
- Collins, Patricia Hill (2000 [1990]): *Black Feminist Thought: Knowledge, Consciousness and the Politics of Empowerment*, New York: Routledge.
- (1994): »Shifting the Center: Race, Class, and Feminist Theorizing about Motherhood«, in: Evelyn Nakano Glenn/Grace Cheng/Linda Rennie Forcey (Hg.), *Mothering: Ideology, Experience, and Agency*, Milton Park: Taylor & Francis, S. 45-65.
- Combahee River Collective (1997 [1977]): »A Black Feminist Statement«, in: Linda Nicholson (Hg.), *The Second Wave: A Reader in Feminist Theory*, London: Routledge, S. 63-70.
- Crenshaw, Kimberlé Williams (1989): »Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics«, in: *University of Chicago Legal Forum* 140, S. 139-167.
- Cronin-Furman, Kate/Rapp-Hooper, Mira (2016): »Late-breaking sexism: why younger women aren't excited about electing a woman president«, in: *Vox* vom 17.02.2016, verfügbar unter: <https://www.vox.com/2016/2/17/11024092/clinton-albright-steinem> (letzter Zugriff: 01.10.2021).
- Dürrholz, Johanna (2021): *Die K-Frage. Was es heute bedeutet, (k)ein Kind zu wollen*, Berlin: Dudenverlag.
- (2019): »Kind oder kein Kind?«, in: *FAZ* vom 27.08.2019, verfügbar unter: <https://www.faz.net/aktuell/stil/leib-seele/entscheidungs-dilemma-ein-kind-bekommen-oder-nicht-16352492.html> (letzter Zugriff: 01.10.2021).
- Garry, Ann (2011): »Intersectionality, Metaphors, and the Multiplicity of Gender«, in: *Hypatia* 26 (4), S. 826-850.

- Hancock, Ange-Marie (2016): *Intersectionality: An Intellectual History*, Oxford: Oxford University Press.
- Pro Parents (2021): »Eckpunktepapier. Initiative für die Aufnahme von Elternschaft als Diskriminierungsmerkmal in das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz«, verfügbar unter: https://proparentsinitiative.de/wp-content/uploads/2021/01/Eckpunktepapier-pro-parents_fuer-HP-1.pdf (letzter Zugriff: 03.05.2021).
- Jorba, Marta/Rodó-Zárate, Maria (2019): »Beyond Mutual Constitution: The Properties Framework for Intersectionality Studies«, in: *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 45 (1), S. 175-200.
- Jordan-Zachary, Julia (2013): »Now You See Me, Now You Don't: My political Fight against the invisibility of Black Women in Intersectionality Research«, in: *Politics, Gender and Identities* 1 (1), S. 1011-109.
- Kawash, Samira (2011): »New Directions in Motherhood Studies«, in: *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 36 (4), S. 969-1003.
- King, Tiffany Lethabo (2015): »Post-Identitarian and Post-Intersectional Anxiety in the Neoliberal Corporate University«, in: *Feminist Formations* 27 (3), S. 114-138.
- Knüttel, Katharina/Seeliger, Martin (Hg.) (2011): *Intersektionalität und Kulturindustrie: Zum Verhältnis sozialer Kategorien und kultureller Repräsentation*, Bielefeld: transcript.
- Kramer, Jillian (2020): »The Virus Moved Female Faculty to the Brink. Will Universities Help?«, in: *New York Times* vom 06.10.2020, verfügbar unter: <https://www.nytimes.com/2020/10/06/science/covid-universities-women.html> (letzter Zugriff: 24.11.2021).
- Krüger-Kirn, Helga/Tichy, Leila Zoë (Hg.) (2021): *Elternschaft und Gender Trouble. Geschlechterkritische Perspektiven auf den Wandel der Familie*, Opladen: Barbara Budrich.
- Lutz, Helma (2001): »Differenz als Rechenaufgabe: über die Relevanz der Kategorien Race, Class und Gender«, in: Helma Lutz/Norbert Wenning (Hg.), *Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft*, Opladen: Leske + Budrich, S. 215-230.
- Lutz, Helma/Herrera Vivar, Maria Teresa/Supik, Linda (Hg.) (2012): *Fokus Intersektionalität: Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes*, Wiesbaden: Springer.
- Lykke, Nina (2011): *Feminist Studies: A Guide to Intersectional Theory, Methodology, and Writing*, New York: Routledge.
- Maroldt, Kristina (2021): »Wir haben unsere Petition übergeben!«, in: Brigitte vom 25.06.2021, verfügbar unter: <https://www.britte.de/familie/schlau-werden/elternrechte--petitionsuebergabe-im-bundesjustizministerium-12786536.html> (letzter Zugriff: 01.10.2021).
- Mason, Corinne L./Watson, Amanda D. (2017): »What's Intersectional about Intersectionality Now?«, in: Dies. (Hg.), *Atlantis: Critical Studies in Gender, Culture & Social Justice* 38 (1), S. 3-6.
- McCall, Leslie (2005): »The Complexity of Intersectionality«, in: *Signs: Journal of Women and Culture in Society* 30 (3), S. 1771-1800.

- Meyer, Kathrin (2017): *Theorien der Intersektionalität zur Einführung*, Hamburg: Junfermann.
- Nash, Jennifer (2008): »Re-thinking Intersectionality«, in: *Feminist Review* 89 (1), S. 1-15.
- Reusch, Marie (2018): *Emanzipation Undenkbar? Mutterschaft und Feminismus*, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Ruddick, Sara (1995 [1989]): *Maternal Thinking: Towards a Politics of Peace*, Boston: Beacon Press.
- Schröder, Alena (2018): »Ich bereue nichts«, in: *Süddeutsche Zeitung Magazin* vom 15.11.2018, verfügbar unter: <https://sz-magazin.sueddeutsche.de/familie/ich-bereue-e-nichts-86368> (letzter Zugriff: 01.10.2021).
- Showden, Carisa R. (2009): »What's Political about the New Feminisms?«, in: *Frontiers: A Journal of Women Studies* 30 (2), S. 166-198.
- Snitow, Ann (2007 [1992]): »Feminism and Motherhood: An American Reading«, in: Angela McRobbie (Hg.), *Maternal Theory: Essential Readings*, Toronto: Demeter Press, S. 290-310.
- Stephens, Julie (2012): *Confronting Postmaternal Thinking: Feminism, Memory, and Care*, New York: Columbia University Press.
- Tolasch, Eva/Seehaus, Rhea (Hg.) (2017): *Mutterschaften sichtbar machen. Sozial- und kulturwissenschaftlich Beiträge*, Opladen: Barbara Budrich.
- Tomlinson, Barbara (2017): »The Vise of Geometry: Distorting Intersectionality at the Scene of Argument«, in: *Meridians: feminism, race, transnationalism* 16 (1), S. 1-36.
- Villa, Paula/Thiessen, Barbara (Hg.) (2009): *Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen*, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Walgenbach, Nina (2012): *Heterogenität–Intersektionalität–Diversity in der Erziehungswissenschaft*, Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Winker, Gabriele/Degele, Nina (2011): »Intersectionality as Multi-Level Analysis: Dealing with Social Inequality«, in: *European Journal of Women's Studies* 18 (1), S. 51-66.
- (2009): *Intersektionalität: Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*, Bielefeld: transcript.